

Friedrich Ernst Peters

„O du fröhliche ...“

*Friedrich Ernst Peters.*



Friedrich Ernst Peters  
**„O du fröhliche ...“**



Friedrich Ernst Peters

**„O du fröhliche ...“**

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

### **Universität Potsdam 2012**

Peters, Friedrich Ernst: *Gebild und Leben. Eine Auswahl aus den Schriften*. Schleswig: Bernaerts, 1955, S. 72–95.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:  
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen  
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:  
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5960/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-59605](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-59605)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-59605>

## I

Es ist wohl eine allgemein gültige Erfahrung, dass die Erinnerungsbilder aus der sehr frühen Kindheit sich durch eine besondere jahreszeitliche Entschiedenheit auszeichnen. Wohl verwahrt der große Bildersaal des Gedächtnisses mit Vorliebe Darstellungen solcher Ereignisse, die sich in eine hochsommerliche Umgebung stellen dürfen. Wenn aber an diese die Bilder des Winters der Zahl nach nicht heranreichen, so stehen sie doch hinsichtlich der jahreszeitlichen, also der winterlichen Entschiedenheit ihrer Ausgestaltung, jenen anderen nicht nach, und während dort über den Sommerwegen, die wie grellgelbe Bänder durch dunkles Grün laufen, die heiße Luft zittert, ist hier überall klingendes Eis und knirschender Schnee.

Dem kindlichen Hang zur Entschiedenheit entspricht es, dass die Zeiten des Übergangs aus einer Jahreszeit in die andere in seinem Gedächtnis kaum Spuren zurücklassen. Übersehen werden an vereinzelt Februartagen die ersten, schüchternen Hinweise auf den kommenden Frühling. Tage, die das Spiel im Freien schon gestatten, Tage, die in einem sonst noch kahlen Garten über leichtbegrüntem Stachelbeergebüsch schon das Summen der Bienen vernehmen lassen, werden ohne Bedenken dem Sommer zugezählt. Übersehen werden desgleichen die weichen, gleitenden Übergänge, die aus dem Sommer in den Herbst führen. Übergänge widersprechen der kindlichen Entschiedenheit; mit ihrer Nötigung zur Vor- und Rückschau widersprechen sie auch der unbedingten Hingegebenheit des Kindes an die Gegenwart. So gehen ihm wohl die allerersten traumbefangenen und traumschönen Regungen der Hoffnung an frühen Frühlingstagen verloren. Aber es wird dadurch entschädigt, dass Herbsttage mit ihren trüben Ahnungen, mit Schwermut und Bangen über seine Seele noch keine Gewalt gewinnen.

Wenn ich als kleiner Knabe noch traumtrunken aus der dämmerigen Schlafkammer in die Wohnstube hinüberstolperte, konnte es im November wohl einmal geschehen, dass ich den Raum schon ganz erfüllt fand von einem Sonnenschein, vor dessen besonderer Helle sich die Augen noch einmal schließen mussten. Es durchfuhr mich ein freudiger Schreck, und wenn ich dann die Lider wieder hob, sah ich die zauberhafte Verwandlung, welche die Nacht an der Erde vorgenommen hatte. Die Linden vor dem Hause standen regungslos im Rauhreif. Es war, als verhielte der junge Tag den Atem, als befürchtete er, schon mit dem leisesten Hauch an der vollkommenen, der abenteuerlichen, aber auch aufs Äußerste bedrohten Schönheit der kristallinen Welt Zerstörungen anrichten zu können. War vielleicht den Bäumen selbst die Entscheidung über Reglosigkeit oder Bewegung überlassen? Sie standen mit den ausgestreckten Zweigen da wie Kinder, die in einem ungewohnten Aufputz die Arme wohl hilflos-ungeschickt, aber auch seltsam rührend vom Körper spreizen. Die weiße Pracht warf das Sonnenlicht zurück und verursachte damit die kleine Blendung. Eine feine Röte war dem Licht beigemischt, und in ihm spielte es wie das Lächeln des eben erwachten Tages und wie seine Überraschung vor dem Werk der Nacht.

Hatte mir noch am Vortage die mittägliche Sonne des Martinisommers im Verein mit dem Fund einer letzten Rose im Garten wirklichen Sommer vorgetäuscht, so war nun über Nacht der wirkliche Winter gekommen. Da stockte mir gleich dem Novembertage für einen Augenblick in frohem Staunen der Atem; denn es flog mir ein erstes Weihnachtsahnen durchs Herz. Nun war es an der Zeit, die Mutter zu fragen: „Wie lange ist es noch bis Weihnachten?“ Hieß es dann etwa: „Sechs Wochen“, so war das eine verheißungsvoll kleine Zahl, die sich leicht übersehen ließ. Allerdings war dabei „übersehen“ worden, dass die Woche quälend lang sein kann, wenn man nicht fröhlich-unbekümmert in sie hineinlebt und ihre Tage hingehen lässt wie

sie mögen, sondern sie mit einiger Mühe, einen nach dem andern, hinter sich zu bringen hat. Und doch lernt auch das kleine Kind früh, dass auch noch dies Warten zur Seligkeit der Weihnachtszeit gehört.

Die Zeit ging ihren Schneckengang, und eines Morgens zeigte dann die Wohnstube eine ungewöhnliche Trübung ihrer Beleuchtung. Dann waren die Fensterscheiben völlig vom krausen Gewirk der Eisblumen übersponnen. Zwar brummelte im Beileger<sup>1</sup> bereits das Feuer. Aber vorerst hielt er die Wärme noch in seiner unmittelbaren Umgebung zurück, um mich erst noch den zauberhaften Anblick genießen zu lassen. Wenn die seltsamen Eisgebilde genügend bewundert waren, so legte ich mit meinem warmen Hauch in den körnigen Überzug der Glaswand eine Bresche, durch die meine gefangenen Augen entschlüpfen konnten wie Vögel aus einem Bauer. Vor mir lag die beschneite Welt im Sonnenschein.

Unter dem Fenster hatten sich die Vögel um die Brotkrumen gesammelt, die ihnen hingeworfen worden waren. Es war mein besonderes Entzücken, wenn sich dazu auch ein Rotkehlchen, oder gar mehrere, eingefunden hatten. Vom niedrigen Rand des Strohdaches hernieder wuchsen gewaltige Eiszapfen in meinen Gesichtskreis hinein. Es war schwer einzusehen, warum man diese offenbaren Erzeugnisse der himmlischen Zuckerbäckerei nicht wie Zuckerstangen behandeln durfte.

Plötzlich ließ sich in der Ferne ein lustiges Klingeln vernehmen, das schnell näher kam. Im nächsten Augenblick glitt ein Schlitten durch das begrenzte Gesichtsfeld, das mir mein Guckloch freigab. Ja, auch die Pferde sind sich der Festlichkeit dieser

---

<sup>1</sup> Beileger: Beilegerofen, ein in Norddeutschland früher weit verbreiteter kastenförmiger unmittelbar an der Wand stehender eiserner Ofen, der vom Herd aus mitgeheizt wird; er ruht auf zwei Beinen aus Holz oder Eisen, die drei Seitenplatten sind meist mit einer „Bilderpredigt“, also Darstellungen aus der biblischen Geschichte, und einer Jahreszahl versehen; die obere Platte dient zum Warmhalten von Speisen. (s. Otto Mensing, *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch*, Neumünster, Wachholtz, 1927ff.) In Peters' Romanen *Der heilsame Umweg* und *Baasdörper Krönk* befindet sich die Beschreibung eines schönen Beilegers verziert mit der Darstellung des Sündenfalls. [Anm. d. Hrsg.]

verwandelten Welt wohl bewusst. Wenn sie sich sonst vor einem Wagen mehr oder minder gleichmütig bewegen und sich oft, der Bürde ihrer Pflichten herzlich überdrüssig, nur widerwillig in Trab setzen, so wird ihnen vor dem Schlitten alles zu freiem Spiel. Ihren Bewegungen sieht man den feiertäglichen Übermut gar deutlich an. Das Gehänge mit den blitzenden Glöckchen, der bunte Zierat der Quasten, Fransen und Pompons muss ja auch im Trabe durch einen reichlichen Zusatz von rein spielerischen Bewegungen zur Geltung gebracht werden.

Der kleine und etwas bängliche Knabe fühlte noch nicht das Bedürfnis, sich in der so veränderten Welt herzlich umzutun. Es war ihm lieber, durch die freigehauchte Rundung in diese Welt wie in einen Guckkasten hineinzusehen. Der Rand der Rundung wirkte wie ein Rahmen, durch den jeder Ausschnitt aus der unmittelbaren Wirklichkeit da draußen gleich in die Entrücktheit des Bildgewordenen geriet. Durch dieses Treiben hat sich gewiss schon der in einer Ahnung von der eigenen Verletzlichkeit begründete Wunsch geltend gemacht, unter Vermeidung schmerzhafter Auseinandersetzungen mit der rauhen, ungebändigten Wirklichkeit unmittelbar vor die schönen, stillen *Bilder* der Welt zu gelangen. Das Leben hat später, gewiss zu meinem Heil, dieser genüsslichen Neigung zur Weltflucht kaum jemals Nahrung gegeben.

In Zeiten, wie den oben geschilderten, schob sich dann eines Morgens in das Bild ein Schlitten, der vor unserm Hause halt machte. Auch Peter Theiss, der Händler aus Hohenwestedt, trug der Jahreszeit dadurch Rechnung, dass er seinem alten, braunen Kastenwagen einen Winterschlaf gönnte. Bei der langen Fahrt waren ihm wohl die Füße erstarrt, so dass sie nun eine frische Durchblutung fordern durften. Während er sich, mit schweren Holzstiefeln übertrieben gewichtig und geräuschvoll auftretend, der Haustür näherte, betrachtete ich seinen grauen Vollbart, der mir heute besonderer Aufmerksamkeit würdig zu sein schien. Doch brachte Peter Theiss heute noch keine „Lex“, das heißt:

einen Neuruppiner Bilderbogen.<sup>2</sup> Für solche besonderen Gaben war die Zeit denn doch noch nicht weit genug vorgeschritten.

Mein Vater hatte in seiner Werkstatt den Beileger in Dienst genommen, was nur bei großer Kälte geschah. Die gute Wärme lockte Vorübergehende an, und häufiger noch als sonst hockte der Schuhmacher Klaus Stieper auf einem Haublock. Wenn ich sein komisches Ächzen und Wimmern in der Stube vernahm, ging ich hinüber, um mir den Bart des Mannes anzusehen. Es konnte nämlich geschehen, dass sich in dem grauen Gestrüpp ein Eiszapfen von beträchtlicher Länge gebildet hatte. Wenn dies bei Klaus Stieper auf dem verhältnismäßig kurzen Weg zur Wiese möglich geworden war, wie mochte es da wohl bestellt sein um den viel gewaltigeren weißen Bart jenes Anderen, den in dieser Zeit drängende Arbeit nötigt, ganze Tage und womöglich noch die Nächte sich im Freien umzutun?

Immer verwunschener wurde die Welt, und alle guten Geister vereinigten sich in der Gestalt des „Kindjees“, der mit seinem Namen die Vorstellung des Kindes Jesus beschwor und doch ein alter, weißbärtiger, unendlich gütiger Mann war.<sup>3</sup> Dieser Unstimmigkeit bin ich mir damals aber nicht bewusst geworden. Der Kindjees war das, was in anderen Gegenden der Nikolaus oder der Knecht Ruprecht ist. Den Kindern zeigte er sich niemals. Und doch schien es geraten, alte Männer mit grauen Bärten sehr genau ins Auge zu fassen. Denn wer weiß? Einmal konnte doch in einer Zeit der Wunder der Kindjees eine Ausnahme zulassen. Aber er wollte sich dazu nie verstehen, und wenn er sich in einigen Gegenden bis auf den heutigen Tag noch nicht den

---

<sup>2</sup> Lex: plattdeutsch für Lektion, Aufgabe zum Auswendiglernen; bes. Bedeutung: Lesezeichen (meist farbiger Papierstreifen); Lexmark: auch Bilderbogen (Mensing).

Die Neuruppiner Bilderbogen machten die brandenburgische Stadt Neuruppin im 19. Jahrhundert in ganz Deutschland bekannt. Die kostengünstig hergestellten bunten Bilderbogen fanden auf dem Land weite Verbreitung. Ihre Blütezeit ist verbunden mit dem Namen Gustav Kühn (1794-1868), der den herausgebenden Verlag fast vier Jahrzehnte lang leitete. [Anm. d. Hrsg.]

<sup>3</sup> Kindjees: Kind Jesus, Christkind; auf dem Land früher vielfach die Bezeichnung für den Weihnachtsmann. S. Otto Mensing, *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch*, Neumünster, Wachholtz, 1927ff. [Anm. d. Hrsg.]

Wünschen kindlicher Neugier bequemen mag, so kann ich ihm darin nur Beifall geben. Die mehr oder minder plumpen Mummereien, die heute fast allgemein im Namen des Nikolaus oder des Knechts Ruprecht missbräuchlich ausgeführt werden, sind ganz und gar nicht nach meinem Geschmack.

Vorerst blieb aber alles, was vom Kindjees geredet wurde, noch unverbürgt. Zwar hat er sich bis jetzt stets als unbedingt zuverlässig erwiesen; aber manchmal geben doch Erwachsene oder auch größere Kinder die mit dem hohen Alter des Kindjees und der strengen Kälte gegebene Möglichkeit einer Erkrankung sehr ernsthaft zu bedenken. Solchen Bängnissen wurde ein Ende gesetzt, wenn eines Tages der Stutenkerl<sup>4</sup> Hans Harbs seine Körbe mit einem besonderen Lächeln und Augenzwinkern durch die Stubentür schob. „Heute habe ich etwas drin“, hieß es. Dann schlug er ein weißes Tuch zurück und zeigte auf seine „Kindjeeskuchen“: allerlei Getier, aus einem weißen Teig gebacken. Die Naturtreue der Formen ließ beträchtlich zu wünschen übrig, und wenn etwa die dem Rande nahe, mit roter Farbe gezeichnete Kontur diesem Übel abhelfen sollte, so war auch das verlorene Liebesmüh. Für das andachtsvoll betrachtende Kind aber stand fest, dass der armselige Bäcker niemals ein solches Zaubergebäck zustande gebracht haben würde. Besonders die Hirsche waren von überwältigender Schönheit. Das Gebäck war, abgesehen von seinem leichten Anisgeschmack, ziemlich fade. Aber wer hätte wohl sich selbst ein so lästerliches Geständnis ablegen mögen? Ein besonders schönes Stück blieb auf dem Lampenbord, hoch über dem Getriebe der Stube, der reinen Betrachtung aufgehoben. Von dort herab gab es immerwährend Bürgschaft dafür, dass der Kindjees sich auch heuer in seiner Verborgenheit wieder ans Werk gemacht hatte.

Dies war das bescheidene sichtbare Zeichen der nahenden Weihnacht. „Advent“ war mir ein unbekanntes Wort, solange ich

---

<sup>4</sup> Stutenkerl: plattdeutsch für den Brotausträger, den Austräger von Stuten, von Weißbrot oder Rosinenbrot. [Anm. d. Hrsg.]

noch nicht in die Schule ging. Der Beginn der Adventszeit wurde in keiner Weise besonders hervorgehoben. Der Brauch, einen Adventskranz aufzuhängen, bestand damals noch nicht, und ich weiß nicht, ob er in der Zeit seither seinen Weg nach Luhnstedt gefunden hat. Aber es bedurfte auch solcher Zeichen nicht; die Welt kam auch ohne sie immer tiefer in die Verzauberung.

Der Kindjees ging um, und die Erwachsenen begegneten ihm hier und da. Früh am Morgen, wenn die Stunde des Aufstehens für mich noch fern lag, erwachte ich zuweilen von dem dumpfen Gepolter, das schwere Stiefel mit dicker Holzsohle auf dem Pflaster der Straße vollführten. Die Holzfäller zogen in den Wald. Bei ihrer Heimkehr in der Abenddämmerung wussten sie wohl zu erzählen von Begegnungen mit dem Kindjees, der sich in jungen Tannenbeständen zu schaffen gemacht hatte. Solche Begegnungen waren ja ganz natürlich, da die Beteiligten dasselbe Handwerk betrieben. Dass ein solches Zusammentreffen sich auch möglich zeigte an einem Tage, da meine Mutter sich nach Nortorf oder Rendsburg begeben hatte, um den Kindjees zu „bestellen“, war nur ein Wunder mehr in dieser wunderreichen Zeit.

Zuweilen brachten die Holzfäller auch bestürzende Kunde. Da hatte sie schmerzhaftes Stöhnen bewogen, ihren Pfad zu verlassen und in die Unwegsamkeit des Unterholzes einzudringen. Dort waren sie bald auf den mächtigen Erfüller aller Wünsche gestoßen, der nun hilflos auf beschneitem Moos lag. Ein Schlag war ihm fehlgegangen, und mit der eigenen Axt hatte er sich am Bein eine gefährliche Wunde beigebracht. Auch kam in jedem Advent mindestens einmal die Nachricht von einem Beinbruch des Kindjees. Wenn man sein hohes Alter bedachte und die Beschaffenheit der Waldwege in Betracht zog, so erschienen solche Unfälle als durchaus möglich. Im Herbst hatten die schweren Holzwagen den feuchten Waldboden tief aufgewühlt, und dann war der Frost gekommen, um den sonst flüchtigen Gebilden des Zufalls Dauer zu geben. Es genügte zur Kennzeichnung des Zustandes nicht mehr, von einem sehr holprigen Weg zu reden. Hier

musste schon von einer Gebirgslandschaft im Kleinen gesprochen werden. Wenn da ein alter Mann mit seinem Fuß in den Krater eines Hufeindrucks oder in die Schlucht einer Wagenspur geriet, so konnte leicht ein Unglück geschehen.

Den großen Leuten blieb es vorbehalten, den Kindjees mit Augen zu sehen. Wir Kinder mussten uns im Advent mit hörbaren Beweisen seiner Allgegenwart begnügen und taten das freudigen Sinnes. Wie hätten wir uns auch bei übervollem Herzen je zurückgesetzt fühlen können? In den Abendstunden geschah es hin und wieder, dass der Kindjees mit seiner Rute ein paar ganz leichte Schläge gegen eines der Fenster führte. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der mich dann überrieselte. Dies große Ereignis konnte auch dann eintreten, wenn erst vor einigen Stunden durchaus glaubwürdige Männer den Kindjees mit gebrochenem Bein im Wald gefunden hatten. Ach, seine Hiebwunden und Knochenbrüche heilten so schnell und gründlich!

In der Dämmerung eines Dezemberabends, als die Lampe schon angezündet, das Fenster aber, das auf den Garten hinausging, noch unverhüllt war, machte sich der Kindjees auf eine mehr nur improvisierte Weise bemerkbar. Er klopfte einfach an die Scheibe, und in schnellem Aufsehen gewahrte ich auch den gekrümmten Zeigefinger, der das Geräusch hervorrief. Der Kindjees! Und ich hatte seinen Finger gesehen! Was aber dies Erlebnis so überwältigend machte, war die Beobachtung, dass er am unteren Glied seines rechten Zeigefingers dieselbe Narbe trug, die ich bei meinem Vater zuweilen mit einem kleinen Grauen betrachtete. Wohl fiel es mir nun auf, dass in der Werkstatt jenseit der Vordiele seit kurzem die Geräusche der Arbeit verstummt waren. Aber ich sprang doch an die Tür, um dem Vater das große Ereignis mitzuteilen. Meine Mutter hielt mich zurück und stellte mir das Zusammentreffen mit dem Hohen als eine Möglichkeit vor, der ich mich in meinem Nichts doch unmöglich gewachsen fühlen konnte. Als aber aus der Werkstatt wieder der vertraute Arbeitslärm herüberklang, war der Bann gebrochen. Ich

sprang hinüber und erzählte meinem Vater, was geschehen war. Und er wunderte sich nach Gebühr und betrachtete mit berechtigtem Stolz seinen rechten Zeigefinger, der dem des Kindjees so ähnlich war.

Vielleicht hatte er hier seine Rolle ursprünglich gar nicht ernst genommen. Das Unternehmen war zu plump ausgeführt und musste damit rechnen, sofort als Täuschung durchschaut zu werden. Aber der großen Macht des kindlichen Glaubens gelingt eines nicht: zu glauben, dass mit ihm ein frevles Spiel getrieben werden könnte. Und so hatte der Kindjees, aus seiner völligen Unnahbarkeit heraustretend, sich mir um einige Schritte genähert, war ein wenig ins Menschlich-Vertrauliche gerückt, ohne dabei von seiner Würde etwas einzubüßen. Der Größe meines Vaters aber war noch ein Stück hinzugetan.

Immer zahlreicher und immer unmissverständlicher wurden die Zeichen, die auf den großen Tag hinwiesen. Klara, die Puppe meiner jüngeren Schwester, war eines Morgens verschwunden. Da hieß es: „Der Kindjees hat sie abgeholt.“ Am letzten Adventssonntag musste mein Vater gegen alle Gewohnheit vormittags hochnotwendig in den Wald gehen. Wohin wäre man mit dem Wundern gekommen, wenn man es in einer solchen Zeit auch noch an derlei Kleinigkeiten hätte vergeuden wollen? Nachmittags fragte der Vater dann so ganz beiläufig: „Wollen wir einmal nachsehen, ob *er* vielleicht schon einen Tannenbaum für uns hingelegt hat?“

Am Soot<sup>5</sup> vorbei führte zwischen Wiesenhof und Immenhag ein schmaler Steig auf den Wall zu, dessen Knick an dieser Stelle eine kleine Lücke hatte, durch die man auf die höher gelegene Koppel Eggert Rohwers hinübergelangen konnte. Weil der Vater dies Unternehmen angeregt, weil er beim Überklettern des steilen Walls hilfreich die Hand geboten hatte, war an Misslingen und an Enttäuschung gar nicht zu denken. In einer Vertiefung hinter dem

---

<sup>5</sup> Soot: plattdeutsch für Brunnen, offenen Brunnen, Ziehbrunnen [Anm. d. Hrsg.]

Wall lag denn auch richtig die uns zuge dachte Tanne. Wenn ich sie betrachtete, standen am Rande meines Gesichtsfeldes jene anderen, die den Immenhag umgaben. Es hätte also vielleicht nahegelegen, einen Vergleich anzustellen. Doch verzichtete ich darauf, weil die ganz andere Herkunft und Beschaffenheit dieser einen von vornherein außer Zweifel stand. Hatte ich auf solche Art die Wahl des Kindjees gebilligt, so musste er freilich den Baum für die festliche Herrichtung noch einmal für kurze Zeit in seine himmlische Werkstatt zurücknehmen.

Manchmal gönnte sich die Wintersonne auch nach kurzem Tagewerk einen Untergang in besonderem Purpurgepränge. Das ferne, rote Geleucht wurde mir gedeutet als vom Backofen des Kindjees ausgehend. Verwunderlich war diese Sache wohl, aber nicht in dem Sinne, dass es etwa dem Kinde Mühe gemacht hätte, Erscheinungen, die fast das halbe Himmels gewölbe als Schauplatz beanspruchten, mit der Erfüllung der eigenen Wünsche in Zusammenhang zu bringen. Wenn man die große Zahl der harrenden Kinder bedachte, so war der rote Schein vom Backofen des Kindjees keineswegs übertrieben groß. Es warteten ja nicht nur die Kinder in Luhnstedt und den umliegenden Dörfern. Am Rande meines Lebenskreises lagen Hohenwestedt, Nortorf und Rendsburg, Stätten, an denen das Leben hohe Wogen schlug. Und weiter in der Welt gab es dann auch noch Hamburg, Berlin und Amerika.

Peter Theiss, Hans Popp und Verdieck, die herumfahrenden Händler, hatten in dieser Zeit dem Kindjees einen Teil seiner Geschäfte abzunehmen. In seinem Auftrag brachte jeder von ihnen eine „Lex“, mit deren Hilfe sich die wachsende Ungeduld immer wieder leidlich besänftigen ließ. Den Nachmittag des 24. Dezember verbrachten wir in dem kleinen Häuschen unserer Großmutter. Wenn wir in der Dämmerstunde heimkehrten, lag die Werkstatt, in der sonst von früh bis spät Leben war, schon in Dunkel und Stille und durfte von uns nicht mehr betreten werden. Solchen Geboten habe ich mich immer ohne Mühe gefügt, und der

spionierende Fürwitz trat mich nicht einmal als leichte Versuchung an. Die Eltern gaben ja ihre Gebote im Auftrag des Hohen, dem man unbedingt vertrauen konnte, dem man sich aber auch ebenso unbedingt unterzuordnen hatte.

Und endlich war der Augenblick der Erfüllung herangeharrt.<sup>6</sup> Vater und Mutter verließen die Stube, und wir Kinder blieben in seliger, atemloser Spannung zurück. Nach einer kleinen Zeit des letzten und angespanntesten Wartens machte sich von der Werkstatt her ein feines Klingen bemerkbar. Die Tür sprang auf, und in die Stube strömte die Fülle des himmlischen Lichts.

So war es damals, als ich meine Eltern noch von Gnaden des Kindjees im Vollbesitz aller Dinge wähnte. Heute weiß ich – oh, seit vielen Jahren! – wie sehr die Erwachsenen sich in der Weihnachtszeit vor dem Reichtum der Kinderherzen ihrer Armut wehmütig bewusst werden. Uns hat das Leben arg an seinen Rand gedrängt, hat uns zu klar gezeigt, wie wenig wichtig es uns nimmt. Dagegen stellt sich das Kind in aller Unschuld und Selbstverständlichkeit wie in die Weltmitte überhaupt, so auch in den Mittelpunkt des vorweihnachtlichen Geschehens. Im Strahlungsbereich der großen Liebe sucht es sich den lichtesten Kern, und es kommt ihm dabei an seiner Würdigkeit kein Zweifel.

Alles, was hinter geheimnisvoll verschlossenen Türen geschieht, richtet sich auf das eine Ziel: ihm Freude zu machen. Und warum hat sich die Welt in dieses Dunkel gehüllt? Damit das Walten der guten Geister sich bis zum Tage der Erfüllung besser verhüllen kann! Warum ist es überall still geworden? Weil alle Menschen den Atem anhalten, um vom Wirken der Geister vielleicht dennoch etwas zu erhorchen! Und warum ist Kälte eingebrochen? Weil in der Dämmerstunde am warmen Ofen Weihnachtslieder und Märchen dann so viel heimeliger und verheißungsvoller klingen!

---

<sup>6</sup> Siehe auch Peters' Autobiographie *Preis der guten Mächte* (1940): „Die plattdeutsche Sprache bezeichnet sehr schön die Aufgabe einer beschwerlichen Wanderung als „Hinharren“. (*Ausgewählte Werke*, Bd. II, Hamburg, Hoffmann und Campe, 1958, S. 116). <http://digital.ub.uni-potsdam.de/content/titleinfo/37052> [Anm. d. Hrsg.]

In meiner Jugend wurden den Kindern die käuflichen Freuden der Adventszeit noch sehr viel spärlicher zugemessen, als es in späteren Jahren Brauch wurde. Aber wir haben nie einen Mangel gespürt. Vielleicht ist eher das Gegenteil der Fall gewesen. Die Kraft zum Freuen erschöpfte sich nicht vorzeitig an den kleinen Erfüllungen. Sie blieb vielmehr ganz und gesammelt dem großen Tage verspart. An den kleinen Dingen übte die Kindesseele mit um so größerer Hingabe ihre Fähigkeit des Verklärens.

## II

Gar zu schnell kommt die Zeit, da die Gestalt der Eltern auf Menschenmaß zurückgehen muss. Ungebetene Aufklärer drängen sich herzu und weisen mit lästerlichen Vernünfteleien den Kindjees ins Reich der Fabel. Es ereignet sich an einem Sommertag auf der Wiese, beim Spiel am Bach. Das große Erschrecken dieser Stunde wird noch einmal vergessen. Aber wenn dann die Welt wieder zur Weihnacht rüstet, fühlt das Kind eine Veränderung. Immer anhaltender und deutlicher erkennt es im geheimnisvollen Treiben des Kindjees den Finger des Vaters, den Finger der Mutter. Falsch ist die Annahme, dass etwa der Machtswund des Kindjees als Machtzuwachs den Eltern zugutekomme. Vielmehr erleiden auch diese dabei eine Einbuße. Bisher geschah alles wie im Spiel himmlischer Hände. Aber nun ist der Finger des Vaters ohne allen Zweifel erkennbar. Wohl ist er Teil einer verehrungswürdigen Hand; aber es ist doch eben ein irdischer Finger, der am unteren Glied eine Narbe hat.

Eines Tages muss der Kindjees die Wirklichkeit ganz und für immer verlassen. Der schöne, heimelige Glaube lässt sich nicht mehr halten. Dies ist die erste große Enttäuschung meines Lebens gewesen. Die Welt verlor mit einem Male viel von ihrer Verzauberung. In der Adventszeit räumten die lichten, klingenden Tage mit Frost und Schnee anderen den Platz, die nur Regen und Nebel brachten. Doch war dies alles glücklicherweise nur ein kurzer Übergang. Im Grunde war der Kindesseele für ihre große Weihnachtsdichtung nur ein in mancher Hinsicht verändertes Material zugewiesen, mit dem sie sich schnell vertraut machte.

In jedem Herbst stand ich in der ruhigen Erwartung, mich bald an neuen und gewagteren Aufgaben des geistigen Wachstumsschubes vergewissern zu können, den ich doch während des Sommers getan haben musste. Früh schon im Herbst mischten sich in solche Erwartungen auch weihnachtliche Gedanken. Es kamen die seligen Augenblicke, in denen das Herz stockt, weil es

sich im Mittelpunkt einer vollkommenen Welt weiß. Damals erfuhr ich in wortlosem Glück, was ich einige Jahre später bei Lenau in Sprache gefasst fand:

O Menschenherz, was ist dein Glück?  
Ein rätselhaft geborner  
Und, kaum begrüßt, verlorn,  
Unwiederholter Augenblick!<sup>7</sup>

Der Nebel wurde mir Freund, weil er mir Hilfe gewährte beim Werk der Verinnerlichung. Mit der Vielzahl seiner Dichtigkeitsgrade gab er mir Anleitung, modulierend von einer Stimmung in die andere überzugehen.

In der Adventszeit ließ ich es mir angelegen sein, den Kindjees-Glauben meiner jüngeren Schwester mit allen irgend erdenklichen Mitteln zu stützen. Es mochte dabei wohl auch der in Herablassung verwandelte Stolz des erst jüngst ins Geheimnis Gezogenen seine kleine Rolle spielen.

In der Stunde vor dem Abendbrot zog ich mit dem etwas jüngeren Freund Hans Sievers als Kindjees-Statthalter im halben Dorf herum. Wir schlichen uns, mit einer Rute bewehrt, von hinten her durch Gärten und Wiesenhöfe, den Schatten der Sträucher und Hecken wohl ausnutzend, an beleuchtete Fenster heran, und wenn dann mit dem ersten Rutenschlag in den Stuben kleine Kinder begannen, bebend ihre Gebete zu stammeln, dann war auch der Kitzel des Gefühls, Macht auszuüben, gewiss nicht unangenehm. Keck streckte ich nun schon den eigenen irdischen Finger in das Treiben der Himmlischen.

Auch würzten wir uns die Kindjees-Streifereien stillschweigend mit der ganz willkürlichen Annahme, dass uns Schreckliches widerfahren müsste, wenn wir uns dabei je von einem Erwachsenen ertappen ließen. So waren meine Gedanken ganz und

---

<sup>7</sup> Das Gedicht „Frage“ von Nikolaus Lenau (1802-1850) wird hier in der Originalfassung wiedergegeben. In der gedruckten Vorlage finden sich einige geringfügige formale Abweichungen, die letzte Zeile lautet dort: „nie wiederholter Augenblick.“ [Anm. d. Hrsg.]

gar nicht ausschließlich mit der bevorstehenden Weihnacht beschäftigt. Indianergeschichten entfalteten gerade in der Adventszeit ihren stärksten Zauber, und oft genug verwandelte sich bei diesen Streifereien der Kindjees in eine schleichende Rothaut.

Mit vielen Übergängen hatte sich inzwischen auch der vom Märchen- zum Abenteuerbuch vollzogen. Der Kindjees hatte mir jetzt nur noch Bücherwünsche zu erfüllen, wie mich denn auch auf Jahrmärkten bunter Flitter nicht mehr reizen konnte. Der grundsätzliche Unterschied zwischen „Kindjeeskram“ und den bunten, flirrenden Sachen, die man etwa auf dem Rendsburger Johanimarkt in überladenen Buden erstehen kann, war weitgehend aufgehoben. Es war aber für diesen kleinen Verlust reichlich Ersatz geboten. In der Adventszeit spielten zwar die Märchen auch immer noch eine gewisse Rolle. Sie wurden wieder hervorgeholt und schon ein wenig genossen mit der kleinen Wehmut des gereiften Menschen, der Spiele seiner jungen Jahre noch einmal durchprobt. Überhaupt kam es vor Weihnachten sehr darauf an, alles, auch das Geringste, in der vertrauten Form wiederkehren zu lassen, Tradition zu schaffen. Die periodische, unbedingt gleichförmige Wiederkehr äußerer Ereignisse ist eine Quelle der Poesie. Als ich dies einige Jahre später von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ zum Gesetz erhoben fand, konnte ich ihm aus eigener Erfahrung lebhaft zustimmen.

Den Sinn für periodische Wiederkehr hatte mir unsere Schule sehr gestärkt. Der Stoffplan, nach dem gearbeitet wurde, hatte für mich keine Geheimnisse mehr. Mit großer Befriedigung sah ich in den verschiedenen Jahreszeiten eintreten, was ich erwartet hatte. So wurde ich nun nicht mehr vom Advent überrascht. Auch hatte die Schule der Weihnacht und den vorangehenden Wochen ihren ernsteren religiösen Sinn gegeben. Immer mehr war ich in der hochdeutschen Sprache heimisch geworden, und damit hatte sich auch der Übergang vom „Kindjees“ zum „Kind Jesus“ vollzogen. Der Kindjees war eine Märchengestalt, das Kind Jesus dagegen bei aller Lieblichkeit doch auch eine strengere und erns-

tere Wirklichkeit, deren Bewältigung dem Geist und der Seele große Aufgaben stellte.

Am Montag nach dem ersten Adventssonntag ging ich mit einer besonderen Erwartung in die Schule und nannte das Bevorstehende still für mich „die erste Wonne“. Die Schulstube war in keiner Weise geschmückt, und keines der Kinder äußerte eine Erwartung. Der Lehrer betrat den Raum nicht anders als an anderen Tagen. Wenn er aber auf das Katheder trat, so war es doch anders als sonst. Er wandte den Kopf seitwärts und ließ seine Blicke die Dorfstraße hinuntergehen bis dahin, wo Schneedes Scheune die Sicht verstellte. An diesem Tage aber ist dem Blick die Scheune gewiss kein Hindernis gewesen. Es haben sich unserm Lehrer dahinter Fernen unalltäglicher Art aufgetan, und ich vermute jetzt, dass er die Augen abwandte, um ihren Ausdruck erst zu härten und zu festigen. Männliche Scham und Rücksichten auf die Schulzucht hielten ihn an, den Schülern dies Weichwerden zu verbergen.

Wenn er sich uns wieder zuwandte, waren Blick und Stimme fest wie immer. Seine Worte: „Schlagt auf Nummer 27!“ brachten mir die erwartete Erfüllung. Wir sangen einige Strophen des Paul Gerhardt'schen Adventsliedes „Wie soll ich dich empfangen?“ Und dann war es an diesem Tage eigentlich wie immer.

Doch wurde die strenge Luft der Schulstube von nun an zunehmend milder. Klobige, bergehoch getürmte Dummheit reizte den Lehrer nicht mehr unfehlbar zu eifernden, frontalen Angriffen. Jetzt wusste er sie zuweilen achselzuckend und sogar mit einem duldsamen Lächeln zu umgehen. Halbe Dämmerung griff von der Morgen- und Abendseite her weit in die Unterrichtszeit hinein und begünstigte meine Träumereien. Eigentliche geistige Anforderungen forderte mir der Unterricht in diesen letzten Dorfschuljahren nicht mehr ab. Nur im Kopfrechnen musste ich auf der Hut sein, und in der Adventszeit galt dies ganz besonders. Die Aufgaben des zweiten Saß mit ihren zuweilen recht verwickelten Rechenoperationen mussten im Kopf gelöst werden, und

ein langes Besinnen wurde dabei nicht geduldet. Fehlgriffe brachten Unehre ein. Hier musste man einer Katze gleich aus geduckter Stellung geschmeidig zuspringen und sich im nächsten Augenblick das Resultat triumphierend um die Ohren schlagen können. Wenn ich dabei den mir zuerkannten Rang behaupten wollte, so bedurfte es einer Anspannung aller Kräfte. Oft genug noch hatte ich einem etwas befremdeten Blick standzuhalten, der mir einen flüchtigen Zweifel des Lehrers an meinen Fähigkeiten zu verraten schien.

Wenn das Kopfrechnen abgetan war, konnte ich bei schriftlicher Arbeit wieder ungehindert über den Rand der Tafel, die Mauern des Schulhauses und die Grenzen der Gemarkung Luhnstedts hinausträumen. Das Rechnen war ein Werk des Nachmittags, dem seiner Wichtigkeit wegen der Stundenplan-nachbar, etwa die Gedichtsbehandlung, immer einen guten Teil ihrer Zeit abtreten musste. Es haperte bei unserm Lehrer ein wenig mit der Musikalität, und darum hatte sich besonders der Gesangunterricht zugunsten anderer Fächer eine Schmälerung der Rechte gefallen zu lassen, die ihm doch durch den Stundenplan zugesichert waren. In der Adventszeit kam aber der Gesang wahrlich nicht zu kurz. Es häuften sich die trüben Tage, an denen schon zwischen drei und vier Uhr nachmittags das Licht nicht mehr ausreichte. Ich war inbrünstig bestrebt, den hohen Sinn der Weihnacht nun wirklich zu fassen, und ich erinnere mich sehr deutlich des Nachmittages, an dem ein Wort aus dem Lied Nr. 37 unseres Gesangbuches mir plötzlich die Aufgabe zu enthüllen schien, die dem Menschen mit der Weihnacht gesetzt ist:

„Teurer Immanuel,  
werd‘ auch in mir nun geboren!“<sup>8</sup>

Wie bei allen gebräuchlichen Kirchenliedern, so war mir auch hier der Name des Dichters durchaus geläufig. Auch fanden sich im Anhang ein paar Angaben über sein Leben. Erst als mir

---

<sup>8</sup> Im Original: „Süßer Immanuel, ...“. Lied 33,7 EKG.

später die Gestalt des niederrheinischen Bandwirkers Gerhard Tersteegen vertrauter wurde, erkannte ich, warum ich mich damals in der Luhnstedter Schule von Tersteegen so besonders hatte ansprechen lassen.<sup>9</sup> Doch müssen diese Worte damals aus Kindermunde immerhin noch dünn und dürftig geklungen haben. Ich erkannte das an der Gewalt, mit der sie später ein riesiger Resonanzraum ausgestattet hatte. Sie kamen nun aus der Mitte der Sammlung, brachen hervor aus den ehrwürdigen Hallen der deutschen Mystik. –

Am Ende des Nachmittagsunterrichts hatte einer der größeren Schüler das Schlussgebet zu sprechen. Das Herkommen ließ dabei nur einen Wechsel zu zwischen

„Die Schule ist zu Ende“ und  
„Wir gehn jetzt aus der Schule fort“.<sup>10</sup>

Im Advent ging zuweilen der Tag aus wie eine Feier von besonderer Bedeutung. Der Lehrer trat vor das Katheder und sprach selbst ein Gebet, das mich sonderbar ergriff:

---

<sup>9</sup> Gerhard Tersteegen (1697-1769) war ein Mystiker des reformierten Pietismus und ein bedeutender Dichter von Kirchenliedern. Er zog sich aus seinem kaufmännischen Beruf zurück und arbeitete als Bandweber. Da ihm aufgrund seiner Armut ein Studium verwehrt blieb, bildete er sich als Autodidakt weiter. 1729 wurde sein Werk *Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen* veröffentlicht, das noch heute beliebte Kirchenlieder enthält. 10 Lieder im evangelischen Gesangbuch stammen von ihm.

Als die „Stillen im Lande“ bezeichneten sich die Freunde Gerhard Tersteegens, die, wie ihr Vorbild, zurückgezogen und in Frieden leben wollten, unbehelligt von den Schmähungen der Rationalisten. Von den „Stillen im Lande“ ist in der Bibel die Rede (Psalm 35 LUT), wenn David sich bei Gott über die unbegründeten Angriffe seiner Gegner beschwert. Aufgrund seiner Zurückhaltung und seinem steten Bemühen um friedlichen Umgang wurde Friedrich Ernst Peters gerne – auch in der Sekundärliteratur – einer der „Stillen im Lande“ genannt. [Anm. d. Hrsg.]

<sup>10</sup> „Wir gehn jetzt aus der Schule fort, Herr bleib bei uns mit Deinem Wort auf allen unseren Wegen, mit Deinem reichen Segen.“ [Anm. d. Hrsg.]

Du durchdringest alles:  
Herr, ach zieh und richte  
doch auch mich zu deinem Lichte!  
Wie die zarten Blumen  
willig sich entfalten  
und der Sonne stille halten,  
lass mich so  
still und froh  
deine Strahlen fassen  
und dich wirken lassen!<sup>11</sup>

In diesen Dichterworten war mir ein Leben gezeigt, wie ich es ersehnte: das Leben einer Pflanze, die sich still und froh in den Strahlungsbereich der großen Liebe stellt. Der Lehrer sprach die Strophe mit einem seltsamen Beben der Stimme. Seine Augen waren ins Ferne gerichtet, und er suchte ihren weichen, verträumten Ausdruck nun nicht zu verbergen. Vielleicht auch fühlte er sich hinter dem Schleier der Dämmerung hinreichend vor etwaigen bedenklichen Wirkungen dieser Selbstenthüllung geschützt. Sein Unterricht war in erster Linie darauf bedacht, uns für die Welt, und das heißt: für das wirtschaftliche Leben tüchtig zu machen. Darum ließ er uns im Kopfrechnen mit immer neuem Eifer die blitzschnellen und zielsicheren Katzensprünge üben. Mit diesem Gebet aber legte er ein Geständnis ab. In ihm gab er den Vorrang einer anderen Welt zu; in ihm beugte er sich und wurde demütig. Dann war mir dieser gewaltigste Mensch meiner Kinderjahre, der immer jenseit eines nicht zu betretenden Raumes stand, mit einem Male nahegerückt und der Liebe fassbar geworden.

Es kam mir nicht in den Sinn, einen Bruch des Herkommens zu wagen und statt der verbrauchten, dürrten Worte am Unterrichtsschluss einmal diese taufrische Strophe zu sprechen. Immer hatten die Schüler in ihrer Ungeduld und der Erwartung endlicher

---

<sup>11</sup> Aus *Evangelisch-lutherisches Gesangbuch der Provinz Schleswig-Holstein*, 1883. [Anm. d. Hrsg.]

Freiheit Mühe, mechanisches Plappern und unschickliche Hast zu vermeiden. Es wäre wohl schön gewesen, mit den Dichterworten alle Ungeduldigen noch einmal zur Andacht zu zwingen. Aber die Strophe blieb mir, als dem Lehrer vorbehalten, heilig und unantastbar, und wahrscheinlich würde er sich den Eingriff in seine Rechte auch ausdrücklich verboten haben. Es blieb mir ja unbenommen, das Gebet für mich so oft zu sprechen, wie es mir Bedürfnis war.

Eines Tages entdeckte ich die Strophe im Gesangbuch als Bestandteil eines Liedes, das für unsere Andachten nicht in Gebrauch genommen wurde. Es war so schön, unter dem Liede den Namen Gerhard Tersteegen zu finden. –

Wenn unser Lehrer „sein“ Gebet gesprochen hatte, schien mir auf dem Heimwege das Dorf in einem anderen und tieferen Frieden zu liegen als sonst. Von jenseit der irdischen Stille klang es herüber:

„O du fröhliche,  
o du selige,  
gnadenbringende Weihnachtszeit.“

### III

Der 24. Dezember schien nicht nur 24, sondern ungezählte Stunden zu haben. Wenn man aber alles wohl bedachte, so gehörte auch dies zu den „Wonnen“ der Weihnachtszeit. Von jeher war ich ein Langschläfer; aber gerade an diesem ohnehin schwer zu bewältigenden Tage musste ich sehr früh erwachen und zum Wiedereinschlafen ganz unfähig sein. Der Tagesbeginn schien noch in weiter Ferne zu liegen. Mein Vater wollte mir bei der Überwindung der Zeit helfen und gab mir darum einmal den Auftrag, seine Schatulle in der Werkstatt „zurechtzupacken“, wie er sagte. Ich unterzog mich der reizlosen Arbeit widerwillig und unter verhohlenen Geseufze. Aber schon im folgenden Jahr war sie nicht nur weniger mühevoll, sondern zeigte auch gewisse Reize. Und wieder nach einem Jahr war sie sicher aufgehoben im Bezirk der Dinge, die sich unter den Wirkungen der periodischen Wiederkehr mit einer poetischen Vergoldung überziehen. Da brach selbst noch im Gesicht des harten, mürrischen Wortes „Zurechtpacken“ ein Lächeln auf.

Die Schatulle stand in einer Ecke der Werkstatt, gleich hinter der Tür, die auf die Vordiele führte. Beim Schein der „Fliep“,<sup>12</sup> einer höchst einfach konstruierten kleinen Petroleumlampe mit offener, rußender Flamme, begab ich mich ans Werk. Wenn ich den Deckel der Schatulle zurückschlug, sah ich in ein Chaos, das nach meiner ordnenden Hand wirklich zu schreien schien. In regellosem Durcheinander lagen da die Nageltüten. Der ganze Boden, der, solange eine Schatulle noch nicht zum Werkstättenmöbel degradiert ist, den wesentlichen Teil einer Schreibtischplatte bildet, war mit einer wohl mehrere Zentimeter hohen Schicht von Nägeln der verschiedensten Form und Größe überdeckt. Alle Zwischenräume fanden sich mit Staub und Tabakkrümeln ausgefüllt. Denn weil in der rechten Ecke der Blechkas-

---

<sup>12</sup> Fliep: plattdeutsch für hängende Unterlippe, schiefer Mund [Anm. d. Hrsg.]

ten seinen Ort hatte, aus dem mein Vater im Laufe eines Jahres ungezählte Male eilig seine kurze Arbeitspfeife stopfte, mussten unvermeidlicherweise beträchtliche Mengen „zu Spill“ gehen.<sup>13</sup>

Die Nägel, die sich wohl einer wirren Ansammlung verstreuter Soldaten vergleichen ließen, sammelten sich zunächst, nach Waffengattung und Truppenteil sorglich geordnet, in vielen gesonderten Haufen und fanden von da endlich heim in den festen Verband der Tüte, der sie im jahrlangen Arbeitskampf abhanden gekommen waren. Ist es unangebracht, beim Erzählen von der Weihnacht früherer Jahre solche Belanglosigkeiten aus den Winkeln des Gedächtnisses hervorzukramen? Ach, diese Arbeit zählte doch auch zu dem, was ich meine „Wonnen“ nannte. In der Weihnachtszeit werden wir uns in besonderer Weise des Vermögens bewusst, im Kleinen das Große zu entdecken. Und so brannte über der Schatulle nicht die trübe, flackernde, rußende „Fliep“, sondern der klare, stetige Stern der Weihnacht.

Hatte ich es denn mit Nägeln zu tun, mit kalten, harten Gegenständen, an denen man sich verletzen kann? Oft genug hatte ihrer einer, der mit verrosteter Spitze, fast unsichtbar aus alterbraunem Holz bössartig hervorlauerete, dem unachtsam Spielenden die Kleider zerrissen oder die Hände geritzt. Mit Nägeln sind in früheren, finsternen Zeiten viele Menschen gemartert worden. Nägel durchdrangen auf Golgatha Hände und Füße des Einen, dessen Geburt wir heute feiern. Aber eben mit dieser Geburt wandte sich die große Gottesliebe der verlorenen Erde zu. Die Liebe kam zur Welt, und wenn auch ihre Herrschaft am Alltag oft genug in Anfechtung und großer Bedrängnis steht, so ist doch heute ihr Reich in seiner ganzen Herrlichkeit gegenwärtig.

Wie ein elektrischer Strom kreiste die Liebe auch in den Gegenständen, die Menschenhand aus den Stoffen der Erde formt. Aus dem Metall der Nägel noch ging der Strom über in meine Hände. Von dem, was ich hier schreibe, war damals nichts Gedanke: Gefühl war alles! Und im Gefühl überwand ich die Über-

---

<sup>13</sup> to Spill gahn: plattdeutsch für verloren gehen [Anm. d. Hrsg.]

heblichkeit, mit der sich der Mensch sonst den Dingen gegenüberstellt.

Sind dem kleinen Kinde alle Dinge beseelt, so wird ein Vierzehnjähriger, der von dem Ungestüm seines geistigen Wachstums benommen ist, die Scheidewand zwischen sich und dem sogenannten Unbelebten nur um so höher ziehen. An diesem Tage aber war die Wand niedergelegt, und mein Unbewusstes erhorchte in dem Wort „die Dinge“ den Ton andächtiger Brüderlichkeit, mit dem Rainer Maria Rilke es begabt hat.<sup>14</sup>

Unter der Tätigkeit des Ordners waren die Zeiger der Uhr doch immerhin auf halb neun vorwärtsgekrochen. Nun war es nicht mehr zu früh, zum Höker zu gehen und sich eine „Lex“ zu holen. Bei dem sonderbaren Wort, das schon einige Male vorgekommen ist, und mit dem sich das Plattdeutsche eine Anleihe beim Lateinischen erlaubt hat, darf man aber nicht an Lex = Gesetz denken. Es ist vielmehr eine Abkürzung von Lektion und bezeichnet in diesem besonderen Falle die Bilderbogen der Verleger Oehmigke & Riemschneider und Gustav Kühn in Neuruppin.

Auf einem runden Tisch im Ladenraum des Hökers lagen Stöße dieser Bilderbogen zur Auswahl. Da gab es, außer den Affenspielen, Puppen-, Tier- und Geschichtenlexen. Puppenlexen schieden für mich von jeher selbstverständlich aus. Mädchen aber sind sonderbare Geschöpfe, denen man ihre Eigenheiten ja wohl nachsehen muss. So mochten sie sich damit vergnügen, die-

---

<sup>14</sup> Rilke hat die Gattung des Dinggedichts geprägt, das sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt hat und bestrebt ist, Gegenstände oder Lebewesen aus sich selbst heraus sprechen zu lassen. In einer unveröffentlichten Studie über Rilke schreibt Peters: „Es konnte sich jetzt nicht mehr darum handeln, die Dinge ins eigene Innere zu reißen und dort mit Gefühl zu durchtränken. Die Aufgabe war vielmehr die, in die Dinge einzugehen, sich *in* ihnen umzutun, ihrer ganz inne zu werden. Und so gewinnt das Wort „die Dinge“ bei Rilke den andachtsvollen, hingebfreudigen Nebenton, der es von jetzt an auszeichnet.“ („Rainer Maria Rilke“. Typoskript, Schleswig, o. D. Aus dem Nachlass Friedrich Ernst Peters der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel (Cb 106.25:12,01, S. 3). Hans Peter Johannsen hat einen Hinweis von Peters zu der Bedeutung Rilkes für die formale Seite seines Schaffens festgehalten (s. Hans Peter Johannsen, Sieben schleswigsche Jahrzehnte: Bücher, Begegnungen, Briefe. Schleswig: Schleswiger Druck- und Verlagshaus, 1978, S. 67. [Anm. d. Hrsg.]

se Puppen samt den dazugehörigen Kleidungsstücken aus dem Bogen herauszuschneiden, um dann mit dem Firlefanz Maskeraden zu veranstalten. Dass aber mein Freund Hans Sievers trotz meiner eifernden Bekehrungsreden doch beharrlich mit einer Tierlex heimkam, das konnte ich nie verstehen. Was soll man denn anfangen mit Tieren, die einfach nur abgebildet und nicht als Mitträger der Handlung einer Geschichte eingefügt sind? Wenn man denn durchaus Tiere sehen will, braucht man ja nur in irgendeinen stinkigen Stall zu gehen. Freilich, Elefanten und Kamele gibt es dort nicht; aber das macht keinen großen Unterschied.

Nein, für mich konnten einzig Geschichtenlexen in Betracht kommen. 16 Bilder machten mir mit ihrem kurzen Text altvertraute Märchen ganz neu. Wenn die grellen Farben an den ihnen gesteckten Grenzen nicht in jedem Fall Halt machten, wenn zum Beispiel das Rot eines Wamses ins Grün der Bäume hineinblutete, so hatte das nichts zu besagen. „Es war einmal“ – so begannen auch diese Lexen. Aber es gab auch noch eine andere Art, die durch ihre Sprache von vornherein in einen noch höheren, noch erdenferneren Bereich hinaufgehoben wurde, Lexen, von denen eine zum Beispiel mit folgenden Worten begann:

„Der dicke Bäcker Heidenreich  
saß einst in seinem Sessel weich.“

Rhythmus und Reim waren die Pfosten einer Pforte, hinter der die Welt sich völlig verwandelte.

Mit dem Erzählen von den Lexen bin ich noch einmal in die Tage der frühen Kindheit zurückgeglitten, in die Zeit, da ich mir noch von dem älteren Bruder oder am liebsten von der Mutter vorlesen lassen musste. Dabei wurden die Lexen in einem ganz ursprünglichen Sinne zu Lektionen. Vielleicht haben die Angehörigen der alten Kirche den Lektionen genannten Schriftvorlesungen nicht andächtiger gelauscht als ich meinen Lexen.

Der große Junge, der seines Vaters Schatulle „zurechtpacken“ musste, hatte immer noch einige Mühe, das

Lexenholen mit der seinem Alter angemessenen Beiläufigkeit zu erledigen. Hernach ließ sich die Zeit bis zum Mittagessen notdürftig damit füllen, dass man reihum in den Nachbarhäusern sich ansah, was andere Kinder gewählt hatten. Die Kleinen fühlten sich geehrt, wenn ein so großer Junge ihre Lexen des Lesens würdigte und mit ihnen über Bilder und Text ernsthafte Gespräche führte.

Glückspendend war das Gefühl, in stiller Stetigkeit immer bedeutenderen Offenbarungen des Lebens entgegenwachsen zu können, immer wacher und bewusster zu werden, ohne dabei auf die Traumseligkeit früherer Jahre ganz verzichten zu müssen. Eine über die ihr zukommende Zeit bewahrte Märchengläubigkeit aber erschien mir, wenn auch nicht eben menschlich verächtlich, so doch belächelnswert. Unsere Nachbarin Trina Bock, die der Kunst des Lesens wohl nur sehr unvollkommen mächtig war, ließ sich von ihrer jüngsten Tochter die Lex vorlesen, hörte mit gefalteten Händen andächtig zu und sagte am Schluss unter großem Wundern in der Stimme: „Wat giff dat ok doch all!“ Es ließ sich aus dem allen entnehmen, dass die Frau in ihrem einfältigen Glauben an gedruckte Worte dies Märchen als „Tatsachenbericht“ hingenommen hatte.

Der Ausspruch der Nachbarin wurde noch am gleichen Tage mit dem üblichen Zusatz „seggt Trina Bocken“ dem Redensartenbestand unseres Hauses einverleibt. Zwar mahnte das nahende Fest, das, streng genommen, ja schon angebrochen war, zu Duldung und freundlichem Geltenlassen, forderte doch wohl aber keineswegs den Verzicht auf das stärkende Gefühl, für die Auseinandersetzung mit der verwirrenden Fülle der Welt denn doch besser gerüstet zu sein als die einfältige Trina Bock.

Endlich ging auch der längste Nachmittag des Jahres in den Abend über. Endlich war die Erfüllung herangeharrt. Ich stand im Wohnzimmer und ließ durch das Fenster einen verlorenen Blick hinausgehen auf die kleine Lücke im Knick, durch die man aus unserem Wiesenhof hindurchschlüpfen konnte auf Eggert

Rohwers Koppel. Unter der Lücke hatten Hände, Füße und Knie klimmender Kinder im sonst bewachsenen Wall den gelben Sand bloßgelegt, und von dieser Stelle ging nun ein unirdisches Leuchten in die Dämmerung hinaus. Woher kam mir das tiefe Erschaun? Die große Verwandlung der Welt war auf ihrem Wege vorgedrungen bis in meine unmittelbare Nähe. Sie stand, einen Augenblick noch zögernd, hinter dem Wall und musste nun gleich die letzte Insel des Irdischen, *diesen* Garten, *dieses* Haus und seine Menschen hineinziehen in ihr unendliches Gewoge.

Dies ist die Weihnacht 1904! Meine Blicke kehrten heim und ruhten auf der Stelle des Tisches, die stets beim abendlichen Lesen meinem Buch vorbehalten war. Mit den Jahren war ich, von den Lexen ausgehend, über Märchenbücher und Indianergeschichten vorgedrungen bis an die Pforte, hinter der die Heiligkeit der geformten Sprache beginnt. Ich wusste, in einer Stunde wird an dieser Stelle liegen, was mir der Kindjees zugedacht hat: Friedrich von Schillers sämtliche Werke in vier Bänden. In dem Worte „sämtlich“ war alle Herrlichkeit der Welt für mich zusammengerafft. Nie mehr in meinem Leben habe ich mich so reich gefühlt. –

Und nun lassen wir leise den Vorhang niedergleiten vor den weihnachtlichen Bildern der Kindheit. Still ist die Welt. Oh, wir haben daran gezweifelt, dass sie nach dem Lärm der jüngstvergangenen Jahre jemals noch in solche Stille heimfinden könnte. Und wieder klingt es von jenseit der Stille herüber:

„O du fröhliche,  
o du selige,  
gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Wieder üben wir uns in der feinen Kunst, im Kleinen das Große zu sehen, in jener Kunst, die von der Gnade auf ihren Gipfel geführt wird, wenn sie in dem Kindlein, das im armseligen Stall auf Heu und Stroh gebettet wurde, den Heiland der Welt erkennt.

